

Überholter Mythos

Die Suche nach grundlegenden Veränderungen, die über die Entwicklungsidee hinausführen, hat in Lateinamerika Hochkonjunktur

| Eduardo Gudynas

Das Wachstum stößt an soziale und ökologische Grenzen. Die Vorstellung von Entwicklung als Ausdehnung ohne Ende erweist sich als unmöglich. Deshalb ist es eine drängende Aufgabe, zu anderen Entwicklungsstrategien überzugehen. Das erfordert einen radikalen ethischen Wandel hin zu einer Vielfalt von Wertmaßstäben, die sich nicht auf den Gebrauch oder den Austausch von Gütern beschränken.

Ein ums andere Mal wird die Behauptung wiederholt, das Wirtschaftswachstum sei der Motor der gegenwärtigen Entwicklung. Diese Vorstellung setzt voraus, dass die Nationalökonomie und insbesondere die Weltwirtschaft in einem ununterbrochenen Prozess ewiger Ausdehnung immer weiter wachsen können. Gegen die Einfachheit dieser Behauptung steht die Gewissheit, dass dieses angeblich ständige Wachstum an Grenzen stößt. Da sind zum einen die so genannten sozialen Grenzen, wie etwa die Spannungen, die das Leben in den städtischen Agglomerationen prägen, oder die Schichtenbildung der Bevölkerung nach ihren Einkommen oder die daraus folgende räumliche und wirtschaftliche Ausgrenzung, bei der die Armen sich in einigen Stadtvierteln drängen, während die Reichen sich in anderen verschanzen.

Zum anderen begegnen uns die bekannten ökologischen Wachstumsgrenzen. Die Vorkommen an nichterneuerbaren Ressourcen wie Öl und Mineralen sind endlich, und wir erleben bereits die Erschöpfung einiger von ihnen. Die Naturräume ihrerseits werden degradiert; sie schrumpfen von Jahr zu Jahr; das geht mit Artensterben einher. Die Verschmutzung übersteigt die Schwellen des Regenerationsvermögens der Ökosysteme. Auf diese Weise (und weitere ließen sich aufzählen) ist eine globale Dauerkrise in Gang gesetzt worden, deren bekanntestes Symptom der globale Klimawandel ist.



Foto: Susanne Fries / Misereor

| Kulturelle Verankerung von Entwicklung

Obwohl es inzwischen seit fast 50 Jahren Warnungen vor den Grenzen des Wachstums gibt, hält sich diese Idee eines grenzenlosen Wachstums hartnäckig und reproduziert sich ständig neu. Der Traum vom Wachstum ist in den Industrieländern ebenso wie in den Nationen des so genannten „globalen Südens“ tief in die kulturellen Grundraster eingedrungen. Materieller Besitz ist zum Synonym für Lebensqualität geworden, und dementsprechend strebt man nach einem eigenen Auto oder elektrischen Geräten, die das Leben komfortabler machen. Sich dieser Gegenstände zu entledigen, wird in den reichen Ländern als herber Verlust an Lebensqualität wahrgenommen. Im „globalen Süden“ wiederum haben inzwischen viele Menschen Zugang zu dieser Art von Konsum, auch wenn noch weit mehr hoffen, an derlei Gütern teilzuhaben.

Während die Wirtschafts- und Finanzkrise die europäischen Länder und die Vereinigten Staaten weiter in Mitleidenschaft zieht, erleben Länder wie Indien, China oder Brasilien eine nie gekannte Ausweitung des Konsums. Sie fordert große Mengen an Rohstoffen, die aus unterschiedlichen natürlichen Ressourcen



Foto: Susanne Fries / Misereor

In La Oroya in den peruanischen Anden sind die Grenzen des Wachstums augenfällig. Das Bergbauzentrum (Foto unten) ist einer der am stärksten verschmutzten Orte der Welt und immer wieder kommt es zu sozialen Protesten.

gewonnen werden. Auch wenn Lateinamerika als Beispiel für Wirtschaftswachstum dargestellt wird, so bleibt der Kontinent in jeder Hinsicht doch in der Rolle eines Rohstofflieferanten gefangen.

Ökologischer Fußabdruck

Im Jahr 2003 wurde das Global Footprint Network mit Sitz in Oakland (USA) gegründet. Das Netzwerk arbeitet Daten zur Nutzung natürlicher Ressourcen durch den Menschen auf. Als wichtigstes Instrument veröffentlicht es den sogenannten ökologischen Fußabdruck (ecological footprint): den in Hektar gerechneten Pro-Kopf-Bedarf an Land und Wasser, der benötigt wird, um den Verbrauch an erneuerbaren Ressourcen sowie an CO₂-Speicherkapazität in einem gegebenen Land zu decken.

In Deutschland übersteigt dieser Bedarf die zur Verfügung stehenden Ressourcen (Biokapazität) seit Beginn der Messungen in den 1960er Jahren um das Eineinhalb- bis Dreifache. Weltweit verbraucht die Weltbevölkerung derzeit das Eineinhalbfache der vorhandenen globalen Biokapazität, das heißt die Erde benötigt eineinhalb Jahre, um die von uns verbrauchten regenerierbaren Ressourcen wiederherzustellen und das von uns ausgestoßene CO₂ zu absorbieren. Wir leben über unsere Verhältnisse, so als hätten wir eineinhalb Planeten Erde – mit schnell ansteigender Tendenz.

Weitere Informationen:
www.footprintnetwork.org

Lediglich die Akteure und Produkte haben sich geändert. Während die lateinamerikanischen Länder in der Vergangenheit ihre natürlichen Ressourcen in die Kolonialmetropolen exportierten, tun sie es jetzt in Richtung China. Im vergangenen Jahrhundert erhielten sie im Austausch dafür Industriegüter aus Deutschland, Großbritannien oder den USA; jetzt werden sie von chinesischen, koreanischen und indischen Produkten überflutet. Der ökonomische Erfolg Lateinamerikas hängt heute am Wachstumsniveau in Südostasien, und der gegenwärtige wirtschaftliche Wohlstand reitet auf der Welle der hohen Preise für Rohstoffe, seien es Mineralien, Erdöl oder Lebensmittel.

| Gravierende Umweltschäden

Das aktuelle Tempo der Aneignung natürlicher Ressourcen ist eindeutig nicht mit dem Ziel der Nachhaltigkeit vereinbar. Der letzte vom Centro Latino Americano de Ecología Social erarbeitete Bericht über den Zustand der Umwelt in Südamerika zeigt, dass die Bilanz der vergangenen Jahre klar negativ ausfällt. Naturräume gehen in einem Rhythmus verlo-

ren, der viel schneller ist als die Erfolge, die mithilfe von Umweltkontrollen erzielt werden. In einigen Ländern scheint die Lage besonders gravierend, wobei Brasilien noch einmal hervorsticht – einigen Untersuchungen zufolge zeigt das Land das höchste Niveau an Umweltzerstörung weltweit.

In dieselbe Richtung weist der so genannte ökologische Fußabdruck von Lateinamerika, der seit 1961 um 133 Prozent gewachsen ist. Der ökologische Fußabdruck ist ein Flächenmaß für die Aneignung natürlicher Ressourcen. Der gegenwärtige Mittelwert für die Region liegt bei 2,6 Hektar pro Person. Auch wenn dieses Niveau immer noch weit unter den entsprechenden Werten für die Industrieländer liegt (die USA beispielsweise haben einen Fußabdruck von 7,9 globalen Hektar), ist die Tendenz klar ansteigend. Ein erheblicher Teil dieses Anstiegs ist dabei dem Export von Biokapazität (siehe Kasten) aus dem Süden geschuldet, der erforderlich ist, um die großen ökologischen Fußabdrücke im Norden unverändert zu erhalten.

Jedweder Lösungsversuch für diese Problematik muss sich vor Augen halten, dass es keinen einheitlichen Weg für alle gibt. Für die industrialisierten Länder ist es erforderlich, dass sie ihr Konsumniveau an Rohstoffen und Energie herunterfahren, dass sie die Umweltbeeinträchtigungen in ihren eigenen Ländern verringern, dass sie ihren Anteil am globalen Klimawandel reduzieren, aber auch, dass sie aufhören, natürliche Ressourcen aus den Ländern des Südens zu importieren. Die aufstrebenden Schwellenländer ihrerseits, und hier insbesondere die Länder Südostasiens, müssen dringend nationale Entwicklungspolitiken umsetzen, die an ihren eigenen ökologischen Kapazitäten Maß nehmen. Das ist nötig, um mit der schädlichen Dynamik zu brechen, mit der natürliche Ressourcen aus anderen Gegenden des Südens importiert werden, um den gesamten Planeten mit Fertigprodukten zu beliefern. Regionen wie Lateinamerika schließlich müssen mit ihrer untergeordneten Rolle Schluss machen, in der sie einerseits Rohstoffe liefern, die von anderen genutzt werden, und andererseits Konsumgüter ein-



Foto: Bettina Flitner / Misereor

kaufen, die ebenfalls von anderen hergestellt werden.

Dieser Weg verkompliziert sich noch dadurch, dass die Beseitigung der Armut in den Ländern des Südens nicht mehr als Zugang zum Konsummodell etwa eines Franzosen oder Italiens verstanden werden kann. Unsere Erde würde solchen Belastungen nicht standhalten. Aus diesem Grund müssen die Nationen des Südens eine andere Art von Entwicklungsstrategie entwerfen, in der Lebensqualität und Armutsbeseitigung durch einen Konsum sichergestellt werden, der bescheidener ist, effizienter und nutzbringender. Die Kehrseite all dieser Überlegungen bleibt aber die notwendige und unausweichliche Reduzierung des Konsums in den Ländern des Nordens sowie unter den Eliten im Süden.

Die Sache ist also komplex: Die einen werden sich einschränken müssen, während andere ihre Probleme von Armut und Lebensqualität in den Griff bekommen müssen. Dabei kann der Weg der einen nicht den anderen aufzwingen werden. Dieser Vorbehalt muss insbesondere in Europa bedacht werden, wo Überlegungen eines so genannten „Degrowth“ oder einer „Decroissance“, einer systematischen Schrumpfung also, vernehmbar werden.

Zuckerrohrplantage in Brasilien:
Hier hat die Natur keinen Eigenwert, sondern sie ist Produktionsfaktor – zum Beispiel für die Herstellung von Ethanol-Treibstoff.



Solche Ideen sind notwendig für Gesellschaften im Überfluss, mit einem hohen Verbrauch an Rohstoffen und Energie, wie es in Europa und Nordamerika der Fall ist. Sie können jedoch nicht einfach auf andere Regionen, zum Beispiel Lateinamerika, übertragen werden.

Es stimmt zwar, dass auch im „globalen Süden“ Nischen des Überflusses mit übertriebenem Konsum existieren, die begrenzt werden müssen. Zugleich ist aber hervorzuheben, dass viele Sektoren werden wachsen müssen, und zwar auch wirtschaftlich. Das gilt beispielsweise für die Ausstattung der Gesundheitssysteme und den Anteil der Menschen, die von ihnen erfasst werden, für die Bildungseinrichtungen und die sozialen Absicherung. Der Weg für Lateinamerika liegt deshalb darin, sich von dem Mythos zu lösen, der Wachstum mit Entwicklung gleichsetzt, und stattdessen sich auf Lebensqualität und den Schutz der Umwelt als unmittelbare Ziele zu konzentrieren.

| Nach der Entwicklung

Solche Debatten machen deutlich, dass die konventionelle Vorstellung von Entwicklung nicht mehr nützlich ist. Diese Einsicht hat in Lateinamerika Hochkonjunktur. Man ist auf

der Suche nach grundlegenden Veränderungen, die über die Entwicklungsidee hinausführen. Diese Bemühungen begnügen sich nicht mit instrumentellen Modifikationen. Die Herausforderung ist nicht auf einen Austausch von Technologie oder Anstrengungen in der Regierungsführung beschränkt. Sie reicht tiefer. Es genügt nicht, über Alternativen der Entwicklung zu diskutieren. Das Ziel liegt vielmehr darin, eine Alternative zur Vorstellung von Entwicklung selbst zu befördern.

Einige der Veränderungen, die in Richtung dieses Zieles führen, können hier erwähnt werden. So geht es darum, die wirtschaftliche Engführung aufzugeben, durch die der ökonomische Wert zum entscheidenden Kriterium für Entscheidungen geworden ist. In dieselbe Richtung weist die Vorstellung, dass die Ausweitung der Kategorie der Ware auf die Bereiche von Umwelt und Sozialem zurückgenommen werden muss, um nicht im klassischen Utilitarismus gefangen zu bleiben.

Aus solchen und ähnlichen Vorschlägen ergibt sich das Postulat eines radikalen ethischen Wandels hin zu einer Vielfalt von Wertmaßstäben, die sich nicht auf den Gebrauch oder den Austausch von Gütern beschränken. Ihre stärkste Ausweitung findet diese Vielfalt in der Anerkennung eines Eigenwertes der Umwelt. Die Anerkennung der Natur als Subjekt, wie sie beispielsweise in der neuen Verfassung von Ecuador niedergelegt ist, ist ein Schritt, der in seiner Neuartigkeit von weitreichender Bedeutung ist.

Alternativen zum Entwicklungsmodell entfalten sich in einem interkulturellen Umfeld, denn es ist nicht mehr möglich, die kulturelle Vielfalt zu negieren. Die Zeit der Unterordnung anderer Stimmen ist vorbei. Die Aufgabe heute besteht darin, diese Stimmen aufzugreifen und einen Dialog mit anderem Wissen zu ermöglichen.

Debatten dieses Typs finden besonders um die Idee des „Guten Lebens“ („Buen Vivir“) als einem vielschichtigen Ansatz statt, der über die westliche Vorstellung von Entwicklung und Wachstum hinausgeht und ebenso an der Integrität der Natur wie an der Lebensqualität der Menschen interessiert ist. Das ist das Feld,

Buen Vivir

Bolivien und Ecuador, zwei Länder im südamerikanischen Andenraum mit großen indigenen Bevölkerungsanteilen, haben in den vergangenen Jahren Verfassungsgeschichte geschrieben. Im bewussten Rückgriff auf ihre präkolonialen Traditionen haben sie den Begriff des „Buen Vivir“, des „Gut leben“ als zentrales Leitkonzept in ihren Verfassungen verankert. Der Begriff wurzelt im Weltbild der Quechua und Aymara und ist als gezielte Distanzierung vom westlichen Menschen- und Naturverständnis gedacht.

Zentrale Elemente dieses Konzepts, das keine abgeschlossene Theorie, sondern eher eine kulturelle Leitidee darstellt, die gegenwärtig neu diskutiert und ausbuchstabiert wird, sind die soziale Bestimmung des Menschen, die Harmonie mit der Natur und die Vielfalt der Kulturen. „Buen Vivir“ (oder „Sumak Kawsay“ auf Quechua) unterscheidet sich wesentlich vom Wohlstandsverständnis der westlichen Moderne, indem es die Gemeinschaft und nicht das Individuum, das Gleichgewicht und nicht die Dynamik des ständigen Fortschritts in den Mittelpunkt stellt. Den Menschen sieht es eher als Teil und nicht als Gegenüber der Natur, die in konsequenter Fortführung dieses Gedankens in den Verfassungen von Ecuador und Bolivien als eigenes Rechtssubjekt anerkannt wird.

Eine kurze Einführung mit Literaturhinweisen ist im Mai 2011 als Band 17 der Schriften zur Ökologie der Heinrich Böll Stiftung erschienen: www.boell.de/downloads/Endf_Buen_Vivir.pdf | |

auf dem neuartige Beiträge sehr verschiedenen Ursprungs für die unausweichliche Suche nach Alternativen entstehen. Ohne diese Alternativen wird es keine Zukunft geben. | |

Übersetzung aus dem Spanischen von **Georg Stoll**.



Eduardo Gudynas
ist Geschäftsführer des Centro Latino Americano de Ecología Social (CLAES) in Montevideo (Uruguay).
www.ambiental.net